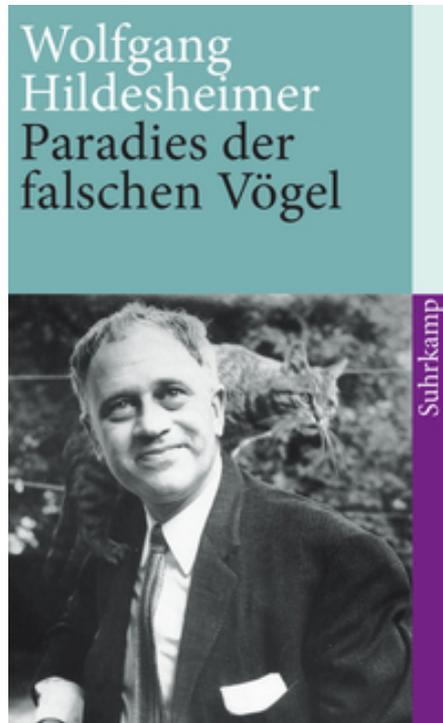


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Hildesheimer, Wolfgang
Paradies der falschen Vögel

Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 3170
978-3-518-39670-4

suhrkamp taschenbuch 3170

Ein Kunstmaler und Fälscher erzählt in erfrischend lakonischem Ton sein Leben, das eng mit der Geschichte seines Onkels Robert Guiscard – dieser war sein Vorbild als Fälscher – und mit derjenigen des Fürstentums Procegovina verbunden ist.

Guiscard, der König der Fälscher, erfindet den barocken Maler Ajax Mazyrka und auch einen Kunsthistoriker, der die Biographie des Malers schreibt («Ajax Mazyrka und der procegonische Frühbarock», vier Bände, Leipzig 1912 bei Tröpte und Sassenreuther). Die Werke Mazyrkas werden zu den begehrtesten Objekten des internationalen Kunsthandels, und der phantasiebegabte Fälscher bringt es bis zum procegonischen Kultusminister.

In diesem 1953 zuerst erschienenen Roman taucht eine ganze Schar komischer Käuze, skurriler Zelebritäten und »falscher Vögel« auf, die übermütig mit ironischer Grazie und witzig-stichelnder Satire durch den Erzähler vorgeführt werden: eine spaßige, intelligente und doch niemals moralisierende Parodie auf den Kunstbetrieb.

Wolfgang Hildesheimer, 1916 in Hamburg geboren, starb 1991 in Poschiavo in Graubünden. 1955 erhielt er den Hörspielpreis der Kliegsblinden, 1965 den Bremer Literaturpreis und 1966 den Georg-Büchner-Preis. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Wolfgang Hildesheimer
Paradies der falschen Vögel
Roman

Suhrkamp

Die Erstausgabe erschien 1953 im
Verlag Kurt Desch, München, Wien, Basel

suhrkamp taschenbuch 3170

Erste Auflage 2000

© 1953 by Verlag Kurt Desch

Alle Rechte beim Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Books on Demand, Norderstedt

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39670-4

2. Auflage 2010

Paradies der falschen Vögel

Der Maler Ajax Mazyrka, der »Procegovinische Rembrandt« benannt, eine der bedeutendsten Erscheinungen der Kunstgeschichte, hat niemals existiert. Seine Werke sind gefälscht, und die Geschichte seines Lebens ist eine Fiktion.

Diese Tatsache sei hiermit gleich vorweggenommen. Denn sie ist sowohl der Grundstein als auch der Beweggrund meiner Aufzeichnungen. Indessen erwarte ich nicht, daß der Leser mir Glauben schenkt; und wenn dieser Umstand hier zum ersten Male schwarz auf weiß erwähnt wird, so geschieht es lediglich deshalb, weil es für das, was ich – künftigem Unglauben zum Trotz – erzählen zu müssen glaube, von wesentlicher Bedeutung ist, und nicht etwa, weil ich es mir in den Kopf gesetzt habe, vorhandene Mißstände aufdecken oder gar verbessern zu wollen. Nichts liegt mir ferner, als Staub aufzuwirbeln. Ich taue weder zu einem Michael Kohlhaas noch zu einem Prinzen Hamlet, sondern bin und bleibe einer, der sich mit gegebenen Umständen leicht abfindet und nicht nach Ursachen forscht.

Dazu kommt, daß die Meisterwerke Mazyrkas beileibe nicht die einzigen gefälschten Bilder sind, die in europäischen und amerikanischen Galerien hängen. Diese sind durchsetzt mit Fälschungen – hier eine und da eine, mit geschickter Hand untergebracht –, aber niemanden berührt das, denn es fällt nicht in das Gebiet des sogenannten täglichen Lebens. Nun hat es wahrhaftig in den letzten Jahren viele andere Dinge gegeben, die das Interesse des Publikums in wachsendem Maße in Anspruch genommen haben, und die – wer wollte es leugnen? – für die unmittelbare Zukunft der Menschheit von bedeutenderer Wirkung sind als gefälschte Bilder. Von einer Aufzählung dieser Dinge sehe ich

ab, denn ich habe mich niemals ernsthaft mit ihnen beschäftigt.

Nur mit dieser Verschiebung des Interesses ist es zu erklären, daß zum Beispiel auch mancher Meister des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, dessen Bilder zu dem schönsten Bestand vieler Museen gehören, sich in die Kunstgeschichte eingeschmuggelt hat, der zwar tatsächlich bislang unbekannt war, dessen Existenz aber keineswegs im Mittelalter, sondern in der Gegenwart, und dazu in meinem unmittelbaren Verwandtenkreis zu suchen ist, und der es sich zur Aufgabe gemacht hat, diesen Bestand zu bereichern, wenn auch nicht aus höheren, sondern – auch dies sei hier vorweggenommen – aus eigennützigen Motiven. Manche seiner schönsten Werke schmückten auch das Haus meiner Tante Lydia, das Haus, vor dem und dessen Bewohnern die Zeit stillzustehen schien, während draußen die Dekaden vorbeischlüpfen. Von der Herkunft dieser Bilder indessen ahnte Tante Lydia nichts, und nun wird sie es auch nicht mehr erfahren, denn sie ist tot.

Gewisse Mitglieder meiner Verwandtschaft haben prophezeit, daß ich Tante Lydia vorzeitig ins Grab bringen würde. Diese Voraussage hat sich, wie ich jetzt mit Genugtuung feststellen kann, nicht bewahrheitet. Heute habe ich erfahren, daß sie vor einiger Zeit, im Alter von neunundsiebzig Jahren, sanft entschlafen sei. Man darf deshalb sagen, daß ihr Tod nicht allzu unerwartet und keineswegs vorzeitig eingetreten ist. An ihrem Totenbette war ich nicht zugegen. Damit bringe ich wohl auch die bösen Zungen derjenigen zum Verstummen, die mir selbst an ihrem rechtzeitigen Ableben gern die Schuld zugeschoben hätten.

Es ist mir heute ohnehin nicht mehr recht begreiflich, auf welchen meiner Handlungen solch düsteres Orakel beruhte, und da die Künder desselben – wie auch die Bürgen für die Wahrheit meiner Erzählung bis auf einen – längst aus meinem Gesichts- und Gedankenkreis entschwunden, ja, die meisten von ihnen wahrscheinlich inzwischen selbst verstorben sind, ließe es sich nunmehr kaum noch feststellen, selbst wenn mir daran gelegen wäre. Jedenfalls war ich – allen gegenteiligen Darstellungen zum Trotz – kein böswilliger Widersacher meiner Tante, wenn es ihr auch, trotz dauernder, jedoch ungeschickter Versuche, niemals gelungen war, mir ihre Anschauungen aufzuzwingen, geschweige denn zu erreichen, daß ich in ihren Lebenskreis hineinwachse. Und, wie sich später ergeben wird, entfremdete ich mich diesem mehr und mehr.

Ich schreibe dies an einem verschleierte Oktobertage, einem Tage, wie ihn das fallende Jahr denen, deren Sinne wach sind, so oft bietet: die Sicht auf entlaubte Bäume, auf kahle Felder, der letzten Kartoffel beraubt, ja, ein aus den Wiesen angewehter Duft, ruft eine Kette von Erinnerungen herauf. Und in diesen Tag hinein weht nun der Brief mit der Todesnachricht, als habe ihn eine Krähe im Schnabel gebracht. Er ist bereits über ein Jahr alt und hat mich auf vielen Umwegen erreicht; übrigens ist er nicht an mich selbst gerichtet, denn seitdem ich vor vielen Jahren offiziell das Opfer eines Grenzzwischenfalles wurde, lebe ich unter einem angenommenen Namen, welcher dem Verfasser des Briefes – kein anderer als der Dichter und Aphoristiker Hans Hamilkar Bühl, der in diesem Bericht auch eine gewisse, wenn nicht eben rühmliche Rolle spielt – sicherlich nicht bekannt ist.

In ergreifenden Worten, durchsetzt von kunstvoller Schlichte, wird hier der – mir übrigens unbekannt – Adressat von dem Ableben meiner Tante in Kenntnis gesetzt; und sogleich wird auch mir die mit Tante Lydia verbrachte Periode meiner Kindheit gegenwärtig. Längst vergessene Bilder und Szenen bauen sich vor mir auf, bewegen sich und gehen in andere Szenen über, ein berauscher Film, ohne Ende und voller seltsamer Verstrickungen, so daß er mit dem heutigen Tag endigt, wenn ich mich nicht entschließe, ihn vorher abzuschneiden.

Als erstes Bild erscheint Tante Lydias Landhaus. In der Blüte der Jahrhundertwende gebaut, sah es aus wie etwa ein gotisches Erholungsheim, im Baustil unheimlich, jedoch freundlich in der Wirkung. Es war von reichem Parkbestand umgeben, mit Pappeln, Platanen und Buchsbaum, in dessen Mitte selbst der Bastardstil dieses eigenwilligen Bauwerkes eine gewisse behäbige Würde gewann. Im Park befand sich auch neben einigen versteinerten Szenen der griechischen Mythologie und einem Pavillon, welcher, je nach Geschmack und Art des hier Weilenden, zu stiller Einkehr oder auch zu Schäferstündchen einlud, ein kleiner Privatfriedhof mit Gräbern einiger – wie sich ergeben wird, legendärer – Vorfahren, und es ist beinahe symbolisch zu werten, daß schon damals die seltsame Marmortafel mit der Aufschrift

DE MORTUIS NIHIL NISI BENE,

welche die Pforte zu den Grabstätten schmückte, entzwei- gebrochen war. »De mortuis nihil« stand auf ihr zu lesen.

»Ich müßte die Tafel erneuern lassen«, sagte eines Abends Tante Lydia zu ihrem Bruder, Onkel Robert, der, seßhaft im Fürstentum Procegovina, dann und wann ein paar Wochen bei uns verbrachte.

»Ich finde sie in diesem Zustand nicht übel«, sagte dieser. »Nicht übel«, wiederholte er nachdenklich, und ich bemerkte auf seinem Gesicht den Anflug eines enigmatischen Grinsens, welches selbst mir, dem damals Fünfjährigen, bedeutete, daß hier nicht alles so war, wie es schien.

Über das Schicksal meiner Eltern ist mir so gut wie nichts bekannt, und ich muß annehmen, daß man es aus irgendwelchen Gründen bewußt in Dunkel gehüllt hat. Jedenfalls heiße ich – oder hieß vielmehr bis zu dem schon erwähnten Grenzzwischenfall – Anton Velhagen, welcher Name manchem Liebhaber moderner Kunst ein Begriff oder gar mehr sein dürfte. Tante Lydias Ausführungen zufolge war meine Mutter ihre Cousine gewesen, und ich habe keine Ursache und übrigens auch keine Neigung, dies anzuzweifeln. Die Theorie, der ich heute, da meine Muße es mir erlaubt, gern nachhänge, nämlich daß ich ein Findelkind gewesen sei, entbehrt jeglicher Fundierung und hält auch näherer Untersuchung nicht stand: es ist durchaus unwahrscheinlich, daß gerade Tante Lydia ein solches zu sich genommen haben sollte, denn zur Erziehung von Kindern taugte sie weder ihrer Veranlagung noch auch ihrem Interesse nach. Im Gegenteil: selten ist mir ein Mensch begegnet, der solche pädagogische Unfähigkeiten an den Tag gelegt hat wie sie, daher auch unsere Beziehung zueinander als ein einziges großes Mißverständnis angesehen werden kann, an welchem indessen keiner von uns beiden eigentlich die Schuld trug.

Tante Lydia handelte stets mit milder Gelassenheit, die, wenn auch vielleicht ursprünglich eine Pose, zur Natur geworden und ihr, zumindest äußerlich, das wesentliche Ge-

prägen gab. Sie verstand es, ihr Leben mit einer Aura anmutiger Tradition zu umgeben, und wandelte unbeschwert und wenig alternd durch die Dekaden, auf einem Teppich sozusagen. Wie übrigens merkwürdigerweise fast alle Damen ihrer Generation war sie in ihrer Jugend sehr schön gewesen, was aus einigen Dutzend Daguerreotypen hervorging, die dort, wo immer sich eine freie Waagerechte bot, aufgestellt waren. Der Umstand, daß es sie nicht störte, zu jeder Minute ihres Lebens an sich selbst erinnert zu werden, ist ein wichtiger Faktor in der Aufzählung ihrer Eigenschaften.

Einen großen Teil des Jahres verbrachte sie auf Reisen. Daß sie im Februar auf Schnepfenjagd nach Schottland fuhr, bilde ich mir vielleicht nur ein, weil es gut in ihr Jahresprogramm gepaßt hätte und ich mich außerdem zu erinnern glaube, die entsprechende Garderobe in ihrem Kleiderschrank gesehen zu haben. Aber ich bin mir darüber im klaren, daß einem die Erinnerung gerade in diesen Dingen oft Streiche spielt. Jedenfalls fand sie die einbrechende Frühjahrssaison in Paris, von wo sie dann nach St. Ignaz, Baden-Baden, Wildbad oder in ein anderes Bad reiste, denn schon damals hatten Leute, die zu leben verstanden, auch stets eine Kur nötig. Zu dieser Zeit stand der Festspielgedanke noch in seinen Kinderschuhen, aber was es an derartigen Eindrücken gab, nahm meine Tante mit, auf daß der Gesprächsstoff während der Wintermonate nicht einfriere.

Ende September kehrte sie recht erschöpft heim, um sich bis zum nächsten Frühjahr auszuruhen. Dann pflegte sie mir verschiedenartige Reiseandenken mitzubringen, wie ausgestopfte Gebirgsvögel, Kuckucksflöten, bunte Ansichten von Kurorten auf Astscheiben gemalt oder Interieurs, plastisch in Streichholzschachteln gezwängt, Bleistiftbehälter in Form von Gondeln, Bücherstützen in Form von Kro-

kodilen und andere Gegenstände in Form von wieder anderen Gegenständen, Menschen, Ungeheuern oder Tieren. Dabei vergaß sie gewöhnlich, was sie mir im vorigen Jahr mitgebracht hatte, und so kam es, daß allein verschieden große Ausführungen des gleichen Gegenstandes ganze Regale füllten und mein Zimmer einer geräumigen Schießbude nicht unähnlich sah. Da war zum Beispiel ein ganzes Regiment geschnitzter Holzbären, auf welchen GRUSS AUS BERN eingebrannt war. Denn das gab es damals schon, und das wird es immer geben. Kulturströmungen ganzer Generationen mögen vergehen, aber der Berner Bär bleibt bis zum Ende.

Es ist möglich, daß Tante Lydia, indem sie mir diese nutzlosen Gegenstände schenkte, lediglich ihre eigene Sammlerleidenschaft auf eine kindliche Ebene übertragen zu müssen glaubte. Denn sie war eine Sammlerin großen Formates. Bei ihr handelte es sich um historische Objekte: vom Schönheitspflästerchen des Rokoko über Schnupftabaksdosen zu schweren Möbeln, ja, ganzen Einrichtungen. Für die Ursache einer solchen Manie mag es verschiedenerlei Erklärungen geben. Bei Tante Lydia lag sie vielleicht zum Teil im Unbehagen über ihren eigenen lückenhaften Stammbaum begründet, welchen sie nun durch angehäuften Tradition zu ersetzen suchte.

Kleinere Vitrinestücke brachte sie im Koffer mit; größerer Zierat und Möbelstücke kamen während der späteren Herbstwochen an, und das Auspacken und Aufstellen derselben war stets mit einer Art Zeremonie verbunden, bei der meine Tante den Anwesenden in wohlstudierten Vorträgen Funktion und Bedeutung der Objekte erläuterte, und zwar oft nicht nur den Gästen, sondern auch den meist völlig gleichgültigen Packern und Trägern, die sich mit dem An-

hören dieser Erklärungen die traditionelle Flasche Bier teuer erkaufen. Dann folgten ganze Abende mit dem Hin- und Herrücken von Stilmöbeln, wobei auch die männlichen Gäste mit anpacken mußten. Hierzu entledigten sie sich ihrer Jacken und Westen, und einige zogen sich sogar über ihre Smokinghemden Arbeitskittel, die sie, in Voraussicht des Kommenden, mitgebracht hatten. Oft wurden solche Operationen zu einer Art Gesellschaftsspiel. Solche Freunde allerdings, welchen diese Arbeit zu mühselig, und deren Interesse an derlei Dingen begrenzt war, kamen nicht vor Dezember, denn sie durften gewiß sein, daß bis dahin das jährliche Kontingent eingetroffen und placiert war und man für seinen Wochenendunterhalt nicht zu arbeiten brauchte.

Aus den hier beschriebenen Aktivitäten hätte man leicht schließen können, daß, auf Kosten solcher Eigenarten, Tante Lydias soziales Empfinden verkümmert sei. Dies war jedoch nicht der Fall, wenn auch ihr Beitrag zur Abhilfe des Elends auf solche Gelegenheiten beschränkt blieb, bei welchen ihr eigenes gesellschaftliches Bedürfnis auf seine Kosten kam; und an sich ist ja auch gegen den Grundsatz: hilf anderen, indem du dir selbst nütze, nichts einzuwenden.

So gab sie alljährlich zwei Wohltätigkeitsfeste, zu welchen zahlreiche, manchmal recht seltsame Gäste geladen wurden, und wo es – im besten Sinne – feudal zuging. Der Zweck wechselte mit der Notwendigkeit des Augenblicks; man entnahm ihn den jeweiligen Mißständen: einmal waren es tuberkulöse Eisenbahner, ein andermal wieder amüsierte man sich für chinesische Kinder, und wenn sich in dieser Richtung keine unbedingte Notwendigkeit bot, so war es eben eine permanente Institution, wie der Tierschutzverein oder die Bahnhofsmision. Das Geld kam durch Tom-

bola und anderlei Verlosungen herein, bei welchen das Merkwürdige ist, daß sie immer Gewinn einbringen, indem Kunstgegenstände, Vasen und dergleichen lediglich die Besitzer wechseln. Übrigens bin ich überzeugt, daß bei diesen Gelegenheiten die Einnahmen den Fürsorge-Organisationen ordnungsgemäß zugingen, denn ich weiß, daß Tante Lydia an den darauf folgenden Dankesdiplomen viel gelegen war. Diese verwahrte sie in einer großen Pergamentmappe, welche in einem Safe eingeschlossen war; als gelte es, am Tage einer endgültigen Abrechnung, solche Dokumente vorzuweisen.

Meine erste ernsthafte Rüge zog ich mir zu, als ich mir mit dem Schnupftuch der Liselotte von der Pfalz die Nase putzte. Dieses Wäschestück verwahrte meine Tante in einer Vitrine, in welcher sich verschiedene derartige Utensilien befanden.

Es war dies kein böswilliges Vergehen. Ich hatte mir bei einem Spaziergang durch den Schnee einen Schnupfen zugezogen, dessen erste Symptome in Form von heftigem Niesen sich eines Mittags einstellten, als ich soeben auf dem Weg zum Speisezimmer war. Im Vorbeigehen öffnete ich die Vitrine, entnahm ihr dies Stück Geschichte – für mich nichts als ein Taschentuch – und putzte mir damit die Nase. Wer schildert das Entsetzen meiner Tante – wenn nicht ich selbst –, als ich in ahnungslosem Unwissen um dieses Sakrileg nach Tisch das Tuch aus der Tasche zog, um mich abermals hineinzuschneuzen! Sie stöhnte jäh auf, entriß mir das Tuch und ging, wie sie dramatisch rief, es eigenhändig auszuwaschen, wessen ich sie übrigens für nicht fähig hielt. Einer unserer Gäste, und zwar der Kunsthistoriker Bruhl-

muth, der vor langem verstorbene Mazyrka-Experte, nahm mich vor und erklärte mir in trockener und für mich schwerverständlicher Sprache die Art meines Vergehens, indem er auf die Persönlichkeit der urwüchsigen Pfälzerin einging, ihre Schlichtheit des Denkens und die Lauterkeit ihrer Gesinnung. Es war für ihn zweifelsohne ein willkommener Anlaß, sich zu entfalten, obgleich man sich denken würde, daß ich, wie ich so vor ihm stand – ein linkischer Knabe im Matrosenanzug –, kaum ein zulängliches Publikum dargestellt haben mochte. Auch die strafenden Blicke der anderen berührten mich kaum, und die Zerknirschung wollte sich nicht einstellen. Liselotte von der Pfalz war tot, nieste nicht mehr, benötigte daher kein Taschentuch. So sah ich die Sache, wenn ich auch heute dieser Art Pietät aufgeschlossener gegenüberstehe.

Mein nächstes Vergehen war in gleicher Weise unverschuldet, wenn auch in der Auswirkung schwerer; allerdings gelang es mir, seine Spuren eigenhändig zu verwischen, bevor es entdeckt werden konnte.

In der Vorhalle unseres Hauses stand auf einem Marmorsockel eine Porzellanschale unter einer Art Käseglocke. Diese Schale enthielt ein Häufchen einer Substanz, welche ich nicht anders als mit Asche bezeichnen kann. Es war jedoch der Prager Misthaufen.

Hier muß ich weiter ausholen. Der Leser möge mir gestatten, einen Augenblick historisch zu werden.

Am 23. März des Jahres 1618 wurden die kaiserlichen Abgesandten, die Grafen Martinitz und Slawata, nebst ihrem Sekretär Fabricius aus dem Fenster des Prager Schlosses in den Graben geworfen und dienten so als unmittelbarer Anlaß zum Dreißigjährigen Krieg. Unten landeten die drei auf

einem Misthaufen und kamen nicht nur mit heiler Haut, sondern auch lebend davon. Dieser historische Haufen hatte sich durch viele Familien hindurch vererbt, war versteigert und verkauft worden, bis meine Tante ihn auf einer Auktion solcher Gegenstände erworben hatte. Den chemischen Gesetzen folgend, hatte er mit der Zeit an Volumen abgenommen, und was man hier unter der Glocke sah, war nichts als ein kläglicher Überrest, der keinen Vogel errettet hätte.

Die Sitte, vor politischen Konferenzgebäuden Misthaufen anzulegen, ist im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr aus der Mode gekommen, und daher gibt es sicherlich viele, die den Verlust dieser Reliquie beklagen und mich dafür zur Verantwortung ziehen möchten. Ihnen muß ich allerdings offen zurufen: *mea culpa!*

Obzwar die Geschichte dieses Haufens des Heroismus entbehrt, der im allgemeinen historischen Erzählungen für Jugendliche anhaftet, ließ ich sie mir mit kindlicher Hartnäckigkeit immer wieder erzählen, wobei ich stets auf dem unveränderten Wortlaut bestand. Am liebsten hörte ich sie von Franziska, der Unvergessenen, damals noch mein Kindermädchen, später so viel mehr als das (ich komme auf sie zurück). Mochte sie auch sonst wenige historische Kenntnisse besitzen, die Geschichte des Misthaufens beherrschte sie.

Eines Nachmittags nun lüpfte ich, von kindlicher Neugierde erfaßt, die Käseglocke und stocherte in dem Aschehäufchen herum. Nicht etwa, daß ich in diesem jämmerlichen Überbleibsel wirklich eine Spur der geschichtlichen Begebenheit zu entdecken hoffte; nein, ich wollte die Angelegenheit lediglich von nahem untersuchen, wie ja auch Erwachsene zum Beispiel Goethes Sterbezimmer untersuchen,

obgleich sie wissen, daß der Dichterstür nicht mehr darin umherwandelt. Was einen bei solchen Anlässen erschauern macht, ist die Ehrfurcht vor der Vergangenheit der Materie.

Ein leichter Luftzug – und der Prager Misthaufen, der zwei böhmischen Adligen und einem böhmischen Sekretär das Leben gerettet hatte, der unter dauernder Einbuße materieller Substanz von Generation zu Generation vererbt, verkauft und versteigert worden war, bestand nicht mehr. Er lag vielmehr als Staub am Boden.

Einen Augenblick stand ich da wie versteinert, ratlos. Dann kam mir ein Gedanke. Mit einer Geistesgegenwart, die mich in der Erinnerung noch verblüfft, lief ich zum Kamin und füllte das Porzellanschälchen mit Kohlenasche. Sie hatte nicht ganz die Tönung des disintegrierten Misthaufens, aber sie war besser als überhaupt kein Haufen.

Niemand hat die Veränderung jemals bemerkt. Wenn immer Tante Lydia Miene machte, diese Krone ihrer Sammlung neuerworbenen Anhängern solcherart Kultes zu zeigen, hielt ich mich abseits, da ich fürchtete, irgendeine, noch so unscheinbare Geste möchte mich verraten. Ich entsinne mich jedoch einer Gelegenheit – ich war damals schon um einige Jahre älter –, als ich mich erdreistete, in Gegenwart einiger Gäste die Echtheit des Haufens anzuzweifeln. Eine trockene Dame älterer Jahrgänge – es muß Fräulein von Pferch gewesen sein – kommentierte diese scheinbar vorlaute Bemerkung mit dem albernen Ausdruck: »Kinder-mund!«

Aber mich ritt der Teufel; zu dieser Zeit offenbarte sich bereits die Vorliebe, sogleich das Bildliche einer solchen Redensart in konkrete Wirklichkeit zu übertragen, welche Angewohnheit später zu manchem Mißverständnis geführt hat. »Der Mund eines Erwachsenen«, entgegnete ich,

»würde mich entstellen.« Was weiter geschah, weiß ich nicht mehr. Ich denke, die alte Dame muß betreten geschwiegen haben: diesem frühzeitigen Lakonismus war sie wohl nicht gewachsen. Und auf solchem Gebaren meinerseits – so nehme ich an – beruhten wohl auch die düsteren Prophezeiungen, die ich anfangs erwähnte.

In der Tat war der letzte Winter, bevor Philipp Roskol mein Hauslehrer wurde, für meine Tante ein Winter des Mißvergnügens; aber auch darauf zurückblickend, betrachte ich mich als schuldlos. Ich war lediglich das Resultat einer Erziehung, welche im Fehlschlagen begriffen war. Die Umgebung eines Wustes stummer Zeugen der Weltgeschichte und eines ständig wachsenden Körpers meist älterer Erwachsener, die sich zwischen ihnen bewegten, waren dazu angetan, selbst das einfältigste Kind aus der Bahn einer natürlichen Entwicklung zu werfen; und ich war kein einfältiges Kind.

Da war zum Beispiel die Angelegenheit mit dem Hund, einer widerlichen Bulldogge, mit einer Fratze, als habe Gott sie in hellem Zorn erschaffen. Seiner Besitzer entsinne ich mich nicht: sie waren meinem Gesichtsradius entrückter als das Tier. Angesichts dieses triefäugigen Köters verkroch ich mich hinter den Beinen der jeweils nächststehenden Person, die mir dann, wer sie auch war, nach Art der Erwachsenen versicherte, der Hund sei gutartig, er tue mir nichts, wenn ich ihm nichts tue. Als ob ich jemals erwogen hätte, dem Hund etwas zu tun! Im Laufe einiger Tage verlor ich auch wirklich meine Furcht, und als ich sie vollends verloren hatte, biß mich der Hund empfindlich ins Bein.

Ich schrie auf vor Schmerz, aber auch vor Triumph.

Meine Furcht war begründet gewesen, und so war ich eine Stufe näher zur Erwerbung des Rechts gerückt, am Urteil Erwachsener zweifeln zu dürfen. Davon machte ich von nun an nach Belieben Gebrauch.

Hierbei – daß ich es nur gestehe – arbeitete ich nicht immer mit ganz fairen Mitteln. Als ich mich eines Abends hartnäckig weigerte, ins Bett zu gehen, da – wie ich versicherte – Schnecken darin seien, hätte man mich beinahe bestraft, bis man schließlich, auf mein Drängen hin, das Bett untersuchte. Es war voller großer und kleiner Schnecken. Triumphierend stand ich daneben und versuchte, in meinem Gesicht den Ausdruck geduldigen Leidens widerzuspiegeln. Ich hatte recht gehabt. Der Umstand, daß ich die Schnecken mit mühsamer Emsigkeit gesammelt und selbst in mein Bett getan hatte, änderte nach meinem Empfinden für Fug und Recht nichts an der Tatsache ihrer Gegenwart. Und daß ich hier einmal versucht hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, das wird mir kein Leser verübeln, der Verständnis für die kindliche Psyche hat.

Ich war kein einfaches Kind. Andererseits waren die Erwachsenen meiner Umgebung keine einfachen Erwachsenen, und es erfüllt mich noch heute mit einer gewissen Genugtuung, daß sie mit meiner Unterlegenheit nicht rechnen durften.

Es wäre jedoch falsch, aus dem Vorhergehenden etwa den Schluß zu ziehen, meine Jugend sei unglücklich gewesen. Sie war ungewöhnlich: eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte, und die mir später in mancher Lebenslage zugute kommen sollte. Andererseits bauen sich besagte Lebenslagen auf den Erfahrungen eben dieser seltsamen Jugend auf, so daß ich wohl der Wahrheit näherkomme, wenn ich sage, daß meine Einstellung als Erwachsener sich als